

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Auf der anderen Wange der Erde

Reisen in den Amerikas
Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen und Andreas Ecke. Herausgegeben
von Susanne Schaber.

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3995
978-3-518-45995-9

suhrkamp taschenbuch 3995

»Eines Tages«, hat Cees Nooteboom einmal erzählt, »habe ich meinen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen, mich an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt. Und ich bin eigentlich nie mehr zurückgekehrt.« Seit dieser ersten Reise ist der große niederländische Autor unterwegs, ist zu jenem Reiseschriftsteller mit überwältigendem Werk geworden, den wir heute kennen.

Der vorliegende Band bietet eine Auswahl seiner besten Reisegeschichten aus den beiden Americas. Ein Meister der Nebenrouten, ein Spezialist für die unsichtbaren Gärten jenseits der hohen Mauern, ein Kenner der Räume, die hinter fest verschlossenen Türen warten – Cees Nooteboom führt mit Leidenschaft und Brillanz, sachkundig, leichtfüßig und selbstironisch durch Landschaften und Städte eines Kontinents.

Cees Nooteboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Seine *Gesammelten Werke* liegen im Suhrkamp Verlag vor. Im Suhrkamp Taschenbuch erschienen zuletzt neben *Auf der anderen Wange der Erde* die Bände *Leere umkreist von Land. Reisen in Australien* (st 3993), *Eine Karte so groß wie der Kontinent. Reisen in Europa* (st 3994), *In der langsamsten Uhr der Welt. Reisen in Afrika* (st 3996) und *Geflüster auf Seide gemalt. Reisen in Asien* (st 3997).

Cees Nooteboom
Auf der anderen Wange der Erde

Reisen in den Amerikas

Aus dem Niederländischen von

Helga van Beuningen und

Andreas Ecke

Herausgegeben von

Susanne Schaber

Suhrkamp

Umschlagillustration: Jan Vanriet

suhrkamp taschenbuch 3995

Originalausgabe

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45995-9

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Auf der anderen Wange
der Erde

*(...) Auf der anderen Wange der Erde
Seh ich Steine in Formen von Menschen,
Die einen Menschen zermalmen.
Grausam, voll Haß träumt die Welt
Immer neue Gedanken,
Einen Dolch im harrenden Wasser.
Im Kahn aus Stengeln geflochten,
Kommt der schweigende Mann gerudert.
Seine Ferkel fressen den Schlamm,
Seine Frau schneidet das Schilf.*

*Ich bin es, der dies alles sieht,
Ohne Stamm aus dem Nirgends gekommen
Bis an die Sümpfe des Euphrats,
Bis zu dem Biß der Anden,
Ein Karnickel willig zur Jagd.*

Cees Nooteboom, Titicaca

New York, Stadt des Verschwindens

Nie mehr habe ich den vergessen, diesen ersten Satz eines Reiseberichts von Dom Moraes in einem Buch über Indien: »Angst possessed me when I left London Airport.« Ich bin in Paris, auf dem Weg nach New York, Kansas, Memphis, New Orleans. *Angst possesses me*, und ich habe keinen Teufel, um sie auszutreiben. Wahnsinn, mutwillige Energieverschwendung, ausgerechnet am Tag vor einer großen Reise, und dann auch noch in einem lächerlichen Pariser Hotelzimmer, von Panik gepackt zu werden, daß man die Wände mit den verblaßten Tapeten hochgehen könnte, aber was soll man dagegen tun!

Ich werfe einen Blick nach draußen, und das ist auch wieder verkehrt. Der Tag ist in sich zusammengefallen, und ein lustloser Großstadtabend kommt heran. Dann eben raus auf die Straße. Schon seit Jahren nehme ich dieses Hotel, obwohl es keine Feuertreppe hat und ich genau weiß (heute sicherer als je zuvor), daß es einmal abbrennen wird und ich dann, wie bei diesem Hotelbrand in Tokio, mit der Geste einer Skulptur von Bernini auf dem Dach (auf dem Foto) des Hotels (in der Morgenzeitung) zu sehen sein werde, wie ich da stehe und um Hilfe rufe, und niemand hört mich.

Über die hölzerne Wendeltreppe, die an jenem großen Tag das Feuer mit rasender Geschwindigkeit aufwärts saugen wird, schleiche ich mich vorsichtig nach unten, aber die Chance, unbemerkt an Monsieur Mouton vorbeizukommen, ist gleich null. Er ist der Eigentümer, hat die Statur von de Gaulle und sitzt immer in der Halle, ein großer Mann von ziemlich rechtem Schnitt, dessen deprimieren-

den Untergangsphilosophien ich schon mehrmals aufmerksam gelauscht habe, seit wir zusammen, jeder auf seine persönliche Art, die prophetischen Maitage von '68 verbracht haben.

Kein Entkommen heute. Krachend fällt seine Hand auf meine Schulter: »Ça va, Monsieur Buhm?«, und erst nach langem Palavern über Terrorismus und Steuern enteilt ein kopscheuer Buhm auf die Straße.

Wohin bloß? Ein uralter Instinkt treibt ihn in Richtung Notre Dame. Es ist naßkalt, neblig, das Licht ist blaß, wir haben November. Die Seine ist leer und schwarz, die Autos stinken, und Buhm, von Wahnvorstellungen gequält, faßt den Entschluß, morgen auf keinen Fall über den Ozean zu fliegen, und faßt zugleich den Entschluß, diesen Entschluß noch etwas vor sich her zu schieben, um auf diese Weise seine Qualen noch ein bißchen zu steigern.

Es ist dunkel bei Notre Dame. Gott ist da und ruft dich, aber Buhm kann nicht hinein. Mit der Fassade hat es übrigens eine merkwürdige Bewandnis: Die Tauben, die sich dort niederlassen, werden schwarz, und die, die auffliegen, weiß. Geheimnisse von Licht und Schatten, aber bei meiner Stimmung etwas für stundenlanges Starren. Sie haben, warum auch immer, eine Vorliebe für den Schoß Christi. Mit heimlicher Genugtuung denke ich an Voltaire, der Notre Dame so schrecklich häßlich fand, daß er wünschte, man würde sie sofort abreißen, aber wo hätte ich dann heute abend stehen sollen?

Wenn ich doch fliege, grübelt es in mir, ist es morgen abend um diese Zeit fünf Uhr. Das ist natürlich Unsinn, weil es dort, wo ich dann sein werde, nicht Abend, sondern Nachmittag ist und hell. Aber dann ist es hier, wo ich jetzt stehe, wieder genauso spät, genauso naßkalt wie jetzt. Oder doch

nicht? Es gibt niemanden, der so etwas für einen kontrollieren will. Und doch müßte es gehen: an der Seine entlanggehen, das nächste Haus suchen, den Namen von jemandem notieren, der im vierten Stock wohnt, im *Bottin* nachsehen, welche Telefonnummer zu diesem Namen gehört, und dann am nächsten Abend, genau zur gleichen Zeit, von New York aus in Paris anrufen und fragen, würden Sie vielleicht so freundlich sein, mit dem Fernglas nachzusehen, wie viele Tauben (jetzt sind es drei) bei Christus auf dem Schoß sitzen? Aber dann haben sie natürlich kein Fernglas oder sie sind blind oder telefonieren gerade oder sind nicht zu Hause. Nie läuft etwas so, wie man möchte.

Die feuchte Kälte sitzt mir jetzt in den Knochen. Ich trinke irgendwo ein Guinness, was auch wieder idiotisch ist, denn das mache ich sonst nie, dann tarne ich mich als »Pariser Passant, Winter, abends halb elf« und laufe in einer halben Stunde bis zum La Coupole. Einen Wodka. Der fährt mit einem eisigen, scharfen Messer in das Angstgefühl in meinem Magen. Hurra. Noch einen. Die Welt wird übersichtlicher. Alle Männer sind müde und alle Frauen sind munter, das sieht man gleich.

Ich versuche mich auf *Le Monde* zu konzentrieren, in der unsinnigen Annahme, das Entstehen einer subversiven Bewegung auf den Malediven ginge mich etwas an. Die unheimlichen kleinen Buchstaben graben mir die Augen aus den Höhlen, und in erneuter Verwirrung bestelle ich statt eines *Tableaus* (Austern, Miesmuscheln, Herzmuscheln, Strandschnecken) ein *Bouquet* (ekelhafte, um eine halb geschälte Zitrone aufgebahrte tote Garnelen von falschem Rosa). Alles geht schief. Zu spät, etwas anderes zu bestellen. Einen Halben Sancerre, zu meinem Tournedos einen Halben Gigondas. Doch noch so etwas wie Fröhlichkeit, Fröhlichkeit

vermischt mit Verdruß über meine eigene Person und über diese ganze geschwätzte Menge um mich herum, die über den Preis des Beaujolais quasselt und über Filme, die ich, Gott sei Dank, nicht zu sehen brauche. Was jetzt? Einen Nembutal oder einen Armagnac? Oder beides? Nembutal vergessen, also zwei Armagnac. Euphorie, aber die verschwindet sofort unter einer Schicht Schleim vom Taxifahrer, der nach sorgfältiger Analyse zu dem Schluß gekommen ist: Wenn das Leben überhaupt einen Sinn haben sollte, dann jedenfalls nicht jetzt und nicht für ihn.

Am nächsten Morgen ist alles vorbei. Ich erinnere mich undeutlich, daß ich mitten in der Nacht noch einen Kilometer durch mein zwei mal zwei Meter großes Zimmer gewandert bin, ohne irgendwo anzustoßen, daß ich jemanden in Bayern angerufen habe, der mir langsam und ruhig erklärt hat, daß Depressionen immer vorübergehen. Außerdem muß ich viel geraucht haben, oder es war jemand anders, der die Ricard-Aschenbecher mit Kippen verschiedener Marken vollgestopft hat, aber vorbei ist vorbei, der Tag ist klar, frostig, strahlend, ich taste meine Seele ab, um ganz sicher zu sein, daß nicht doch ein Rest Panik, Alptraum oder Bösartigkeit aus irgendeiner Falte kommen kann, aber nichts, nichts, wie berauscht packe ich meine Koffer, und summend mache ich mich auf den Weg in die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Das Merkwürdige an so einem Tag ist, daß es keinerlei Bruch darin geben wird. Alles ist eine einzige lange Bewegung, vom ersten Schritt im Pariser Hotelzimmer bis zum letzten im noch unbekanntem Hotel in New York. Und nach allem, was die Erfahrung mich gelehrt hat, wird am Ende des Tages nichts irrealer sein als die Wirklichkeit, in

der ich mich jetzt noch bewege: Ein Taxi auf einem Kai an der Seine, auf dem Weg zum Terminal der Air France – am Ende des Tages wird sich diese Bewegung zurückgebildet haben, wird zu etwas Unmöglichem geschrumpft sein, das wahrscheinlich nie wirklich geschehen ist. Jetzt ist sie noch wirklich. Der Fahrer fragt, ob er den ganzen Bogen am Invalidendom vorbei fahren soll oder ob ich das kleine Stück Kai zu Fuß überqueren will, und gerade, als ich bezahlt habe, springt die Ampel für Fußgänger auf Grün, und er ruft: »Il y a le feu, profitez-en.« Der Satz macht mich stutzig, und sofort beginne ich, während ich meine Koffer schleppe, auf ihm herumzukauen. Die beste Übersetzung ist natürlich: »Das Feuer brennt, nutzen Sie es aus«, und als ich am Schalter in der Schlange stehe, versuche ich einen Zusammenhang zu erfinden, in den dieser Satz wirklich paßt: Der alte Umbagwe sagt zu Sa-Mbe in dem staubigen Weiler Nga im Süden der Zentralafrikanischen Republik: »Das Feuer brennt, nutze es aus«, aber gerade, als ich soweit bin, daß Sa-Mbe, von den anderen Dorfbewohnern unbemerkt, etwas Schreckliches tut, geschieht wieder etwas anderes: Ein Schwarzafrikaner vor mir am Schalter entbrennt wegen irgendeines Mißgeschicks mit seiner Reise oder seinem Ticket in wahrhaft ehrfurchtgebietendem Zorn und wendet sich wie ein Volkstribun mit seiner Anklage an zwei schwarze amerikanische Damen, die ihn natürlich nicht verstehen. Er hat einen prachtvollen kamelfarbenen Kaschmirmantel an und wedelt mit seinem krokodilledernen Köfferchen herum. Wir stehen betreten dabei und sehen zu Boden, von soviel aufrichtigem Zorn in Verlegenheit gebracht, bis eine Hohepriesterin der Air France mit fast vom Schädel abblondiertem Haar erscheint und ihn hinter eine Tür mitnimmt, die alle Geräusche schluckt.

»They were damn good cookies they gave us this morning«, sagt der Greis hinter mir, und so betreten wir unsere Büchse, Neger mit Gitarren, mediterrane Intellektuelle mit einer Ascheschicht unter den allwissenden Augen, alte amerikanische Damen mit diesem weißen Flaumhaar, wie manche nicht sehr wohlriechende Blumen es zuweilen absondern, Kinder, Geschäftsleute, und ich, Fleisch mit Augen und See- len drin, und all das soll in diesen einen Jumbo.

Die verschiedenen Bereiche sind farblich gekennzeichnet, und an allen Türen stehen Platzanweiserinnen. Ich sitze im blau-roten Teil, und der Sitz neben mir bleibt frei. Wie immer, wenn man sich befördern läßt, wird die jetzt zu verbringende Zeit unecht. Sobald man sich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert hat, ist man nicht mehr Herr seiner selbst. Natürlich könnte man, während man mit einer Geschwindigkeit von tausend Stundenkilometern nach Westen fliegt, so um die hundert Meter nach Osten wandern, aber das bringt einem nichts. Man ist nicht mehr handlungsfähig und müßte schon Luftpirat sein, um daran etwas zu ändern.

So verirrt man sich also in einem willenlosen, zeitlosen Vakuum. Das ist auch das Reizvolle an Seereisen: Man *existiert* gar nicht mehr, die Zeit verfliegt oder die Zeit steht still, es ist völlig egal. Diese acht Stunden heute kann ich abschreiben, die können sie sich einrahmen lassen oder irgendwo in der Wüste Gobi deponieren, ich habe nichts dazu zu sagen.

Die Körperfunktionen allerdings werden aufrechterhalten. Wir bekommen *Medaillon de langouste*, *Pintadeau à l'orange*, *petits pois à la française*, *Fromages assortis*, Dessert und *Café de Colombie*, und all das wird mit Zickigkeit und mittelalter-

lichen Gebärden aufgetischt, diesen abgerundeten Gesten, mit denen in Tüll gehüllte, spitz behaubte Damen in einem Film über Abaelard und Héloïse beim Gastmahl die Schlüssel reichen. Es ist sehr anheimelnd, und doch sitzt auf der anderen Seite des Gangs eine spanische oder griechische Mutter in Schwarz, die geräuschlos, aber mit elementarer Gewalt vor sich hin weint.

Geschieht überhaupt etwas? Sind wir irgendwohin unterwegs? Der heilige Augustinus, der nie geflogen ist, sich aber viel vorstellen konnte, hat all diese Rätsel klar dargestellt, so klar wie die eiskalte Luft, die wir durchschneiden, zehn Kilometer über den Schollen, den Walen und den Schiffen: »Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es; wenn ich es jemandem auf seine Frage hin erklären soll, weiß ich es nicht. Dennoch sage ich zuversichtlich, ich wisse, wenn nichts vorüberginge, dann gäbe es keine Vergangenheit, und wenn nichts herankäme, gäbe es keine Zukunft, und wenn gar nichts wäre, dann gäbe es auch keine Gegenwart. Aber auf welche Weise sind denn diese beiden Zeiten, die Vergangenheit und die Zukunft, wenn doch das Vergangene schon nicht mehr und das Zukünftige noch nicht ist? Eine Gegenwart aber, die immer gegenwärtig bliebe und nicht überginge in die Vergangenheit, wäre nicht mehr Zeit, sondern Ewigkeit.«

Und genau so empfindet man es auch: Es ist etwas Unmenschliches an dieser konstanten abstrakten Bewegung, die sich als Stillstand ausgibt, von der man aber weiß, daß sie auf dem Kennedy Airport enden wird, wo die Zollbeamten schon jetzt ihre Aggression aufladen, um einen nachher so unverschämt wie möglich malträtieren zu können.

Inzwischen betrachte ich den Rauch meiner Zigarette, sehe, wie die Stewardessen aus unendlicher Entfernung mitein-

ander telefonieren und sich gleichzeitig am Bein kratzen, möchte einen Film sehen, aber der Ton, den man sich in die Ohren stopfen muß, funktioniert nicht, und *natürlich* glaube ich, daß nur bei mir der Ton nicht funktioniert, und *natürlich* glauben alle anderen, daß gerade bei ihnen der Ton nicht funktioniert, und das führt dann dazu, daß Hunderte von Händen sich heben, die flehende, gereizte und herrische Gesten machen, und die armen Dienerinnen wie verrückt an allen Kopfhörerbuchsen herumfummeln und zu spät merken, daß es sich *natürlich* um eine allgemeine Störung handelt, so daß niemand hören kann, weder auf französisch noch auf englisch, was Belmondo so alles an Schweinischem zu diesem ungeheuer scharfen Weib sagt, das uns da mit ein paar Metern Vorsprung nach New York vorausseilt.

Zu irgendeiner Stunde kommen wir an. Das Dorf, in dem ich die ganze Zeit gewohnt hatte, wird ausgekippt und mit dem Inhalt anderer gerade angekommener Dörfer aus Lima, Bangkok und Rom vermischt. Gleich werden wir füreinander New Yorker sein. Etwas Graues und Staubiges auf unseren Gesichtern, unsere Art von Müdigkeit an ihre Art Müdigkeit angepaßt, und es ist soweit. Die weinende Frau aus dem Flugzeug schlurft in der Schlange am Zoll vor mir her. Als sie am Schalter ankommt, stellt sich heraus, daß sie ihre Papiere nicht ausgefüllt hat. Das ist auch kaum möglich, denn sie versteht sie nicht, genausowenig, wie sie den Zollbeamten versteht oder er sie.

»Always the same«, schreit er, »go away, go back«, und er weist mit der Gebärde eines Prokonsuls in eine Ecke des Saales. Wut und Elend, die Anpassung beginnt.

Ich bin übrigens noch nie auf angenehme Weise in die-

ses Land hineingekommen. Beim allerersten Mal mit einer Constellation aus Curaçao, nächtliche Zwischenlandung in einem bedrohlichen, grimmigen Kuba, damals noch unter Batista, Landung in Miami, nicht viel Geld, Übernachtung bei der Young Men's Christian Association. 1957. Erstes Aufwachen in den Vereinigten Staaten: Auf der anderen Seite des Zimmers, in einem hölzernen Bett wie dem meinen, liegt ein Marine mit so einer komischen, großen amerikanischen Unterhose, aus der sein rosa Geschlecht in unschönem Bogen heraushängt. Ich hatte es mir anders vorgestellt, glaube ich, aber es war schon eine Art Einführung.

Beim zweiten Mal von einem Zollbeamten angeschnauzt und bedroht: »Who do you think you are?« Die Antwort, die ich damals gab, würde ich jetzt nicht mehr geben, soviel steht fest.

Mucksmäuschenstill stehe ich in der Schlange und blicke in eine leere Ferne, während der Mann meinen Paß untersucht, als wäre er ein auf dem Sinai gefundenes Palimpsest. Dann: Freiheit, Kofferkampf, das Durchwühlen der Krawatten, Socken und Unterhosen, ein schmutziger Bus und eine endlose Fahrt, von der mir nur ein ozeangroßer Friedhof in Erinnerung geblieben ist, im Zentrum ein Taxi, das sich auf das Taxi am Morgen in Paris reimt, und ein Hotel, das sich auf das Hotel reimt, das ich zwölf Stunden zuvor verlassen habe: Der Tag ist gereimt, ich bin wieder in meiner Welt, Mann allein mit Koffer in Hotelzimmer, einundfünfzigste Straße, zweiundzwanzigster Stock, vierzig Jahre alt, alles in Ordnung. Ich lege mich aufs Bett und gebe mir selbst eine Übung auf: Erwinnere dich an die Gesichter der Stewardessen aus dem Flugzeug!, und von diesen geschlechtslosen Damenköpfen umgeben, versuche ich einen

Blick auf die Straße unten zu werfen, aber das geht vom Fenster aus nicht, ich sehe nur Fenster, in allen Richtungen, mit Menschen dahinter, die ihr tägliches Brot verdienen. Das tue ich auch, überlege ich, und schließe die Augen und höre das Vibrieren, Brummen, Rasen und Heulen des Verkehrs tief unter mir und sehe die weißen Tauben, die vom Schoß Christi an der Fassade von Notre Dame auffliegen.

Im Fernsehen ein rosafarbenes, unschön gebogenes Frankfurter Würstchen, das sich auf mein erstes Erwachen reimt, vor fast zwanzig Jahren in Miami, und dann ein orange gepuderter Mann, der sich gegen einen Korruptionsvorwurf verteidigt. Ich rufe einen Freund an, der nicht da ist, dann noch einen, der nicht da ist, ziehe dann ein Oberhemd an und gehe raus, jung, vital und gesund, einer, der Lust hat, sich die Schuhe putzen zu lassen und irgendein Käseblatt zu kaufen.

Fünf Minuten später blicke ich irgendwo auf der Lexington Avenue auf das Kraushaar von jemandem hinab, der unermeßlich tief unter mir sitzt und meine gerade bei Carvil erstandenen Halbstiefel putzt, und lese in einer Zeitung von Morden, Maniakts und der rasenden Talfahrt der Börse. Die stinkende Druckerschwärze bleibt an meinen Fingern haften. Es ist noch immer nicht Abend. Ich kaufe einen Kamm und ein Gläschen Vitaminkapseln. Wenn dies ein Dorf in den Anden wäre, hätte ich keine Chance, aber hier geht es: Ich habe einen Infiltrationsversuch begonnen, der gelingen muß.

Hier ist möglich, was sonst bei keiner Reise geht und doch das heimliche Ziel aller Reisen ist: das Einswerden mit der fremden Bevölkerung. In New York braucht man dafür nichts, man ist seine eigene Tarnung. Zwischen Syrern, polnischen Juden, Maoris, Italienern und Wikingern ist man

nur ein weiterer Schatten, eine weitere Teilmenge, auf jeden Fall einer, der einfach einen Kamm und ein Gläschen Vitaminkapseln kauft, jemand, der bestimmt einen Namen haben wird, aber eigentlich doch keinen Namen hat, ein Niemand.

Das ist etwas, das vielen Menschen angst zu machen scheint. Mich erregt es, obwohl ich immer noch nicht genau weiß, warum. Während man sein eigenes Leben beibehält – man kann eine bestimmte Nummer anrufen, und dann ist dort, wenn jemand erreichbar ist, einer, der weiß, »wer« man ist –, kann man zugleich *verschwinden*. Jeder kann einen sehen, aber als man selbst ist man unsichtbar. Man könnte, selbstredend sozusagen, genausogut jemand anders sein. Um ein Beispiel zu nennen, jemand, der einen Kamm und ein Gläschen Vitaminkapseln kauft. Und das gilt natürlich auch für die anderen.

Fragmente von ihnen sind sichtbar: Sie sind alt oder jung, reich oder arm, männlich oder weiblich, weiß oder schwarz – und manchmal kann man noch mehr erkennen: orthodoxer Jude, Mann mit Holzbein, Mongoloider, Polizist, Alkoholiker, aber damit hört es dann doch auf. Zusammen, alle miteinander, sind wir die Menge, und als Menge unteilbar. Niemand will mir hier, in diesen überfüllten Straßen der Hast, meinen Mengenstatus aberkennen. Niemand schließt mich aus. Ich bin *also* glücklich. Etwas in der Art muß es sein.

Bei Horowitz' Grabmälern nehme ich ein Taxi und sage, daß ich zu einer Sauna möchte. Wo genau weiß ich nicht mehr, aber in der Gegend vom Times Square. Stimmt, sagt der verborgene Mann hinter dem dichten Gitternetz zwischen uns. Als wir da sind, bezahle ich durch eine winzige

Klappe und sehe seine schwarze Hand mit langen dünnen Fingern meine Dimes zusammenfegen. Sein Gesicht habe ich nicht gesehen.

Im Vestibül der Sauna steht eine Opernsängerin, die offenbar dem Chor der Unterwelt angehört und ihre Gruppe verloren hat, und singt. Sie singt einen langen, manchmal kaum hörbaren Klagegesang, und es ist nicht ihre Absicht, etwas dafür zu nehmen. Mit ihrer Wehklage im Rücken erreiche ich die stillen Räume, in denen es nach Chlor riecht. Das angemalte Geschöpf, das mir Schlüssel und Eintrittskarte auszuhändigen hat, ruft überrascht: »Hello, dear« – als wäre sie meine Mutter und ich aus einem gewonnenen Krieg heimgekehrt.

Wie in allen öffentlichen Badeanstalten wirkt trotz peinlicher Sauberkeit alles ein bißchen schmierig, und voller Wohlbehagen gehe ich am verlassenen Schwimmbecken vorbei zu den tiefhängenden Nebelbänken des *Roman Room*. Nur ein Römer liegt darin, und der ist tot. Aber das auch wirklich perfekt: genau, wie man sich einen mediterranen Toten vorstellt. Die Farbe von Elfenbein, das in einem Schrank auf dem Dachboden gealtert ist, und darunter die Farbe von Asche. Unter den geschlossenen Augenliedern hat ER, der uns alle holen wird, eine Schicht Blau aufgetragen. Der weißhaarige Leichnam hört die Börsen Nachrichten, die einem auf seiner Brust plazierten Transistorradio entströmen. Hin und wieder läßt er ein mißbilligendes Murmeln hören, Anaconda Copper schwächer, Gold fester, und unter einer Ascheschicht von *multinationals* schlafe ich ein und werde vom Gott Apollo geweckt.

»Wake up, Sir«, ruft die Erscheinung. »It's dangerous to fall asleep.« Ich bin nicht in Paris, nicht im Flugzeug, nicht in meinem Hotel, und durch den Nebel spähe ich diesem voll-